

er an
gebracht,
s infor-
thalten
seinen
ten.
auf Ge-
iedenen
hatten
n ihnen
e.
n, weil
an be-
t.
ließen
en ihm
verfän-
gehehen
t ist.
efftable

Lana.

Berlin,

schönen
bewun-
in sehr
slieder
schrift-
leben
en oft
reiben
er, für
es. —
Lefer,
wellen,
tschrift
wollen
fter“
r gan-
Berlin
iff er-
nahtlos
zum
erreich-
Dopfen
annt
Punkte
schichte
schöne
Dich-
tenant
Herren
organ-
leines
h der
ede in
h die
te wie
selbst.
nders
aber
denn
erlebt
wird,
r.



Nr. 51.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspretsliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 20. September.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Hermann und Dorothea. Von Otto Neumann-Hofer. — Die Bewegung der deutschen Kriminalität. Von Ludwig Jand. — Wechselstrom oder Gleichstrom? Die Kardinalfrage der Electricitätswerke. Von B. Verdrow, Ingenieur (Schluß). — Zwei Reden eines deutschen Arbeitsministers im zwanzigsten Jahrhundert. Von G. Verwilt. I. — Noch einmal die akademischen Ausstellungen. Von Julius Gv. — Ein Franzose über Deutschland. Von B. M. — Kleine Kritik.

Hermann und Dorothea.

Von
Otto Neumann-Hofer.

Fräulein Dorothea Töpfer war eine wohlbeleibte Dame von sechsunddreißig Jahren, mit einem bleifarbenen Gesicht, das wie ein gedunsener Mond dreinschaute. Eine kurze dicke Nase setzte sich in der Mitte auf über Lippen, die fleischig, aber blaß und stets halb geöffnet waren. Keine Falte störte die fette Gleichgültigkeit ihrer Züge, und ihre großen wasserblauen Augen blickten leer in die Weite mit jenem verwunderten Ausdruck, der den Bewohnern des platten Landes eigen ist und an den Blick einer verdauenden Kuh erinnert. Ihr dunkelbraunes Haar war in der Mitte gescheitelt, es umrahmte in einem glatten starren Oval die niedrige Stirn, die von einer rauhen, rissigen Haut straff überspannt wurde. Es war die verkürzte, unedle Stirn der wendischen Mißgrasse, an den Schläfen flog sie zurück und ließ dadurch die ohnehin stark entwickelten Backenknochen fast henkelartig hervortreten. Doch wurde die Plumpheit dieser Züge von einem schmalen Untersiefer und einem kleinen Kinn gemildert, so daß das Gesicht das friedliche Aussehen einer vollsaftigen geschälten Birne gewann.

Sie hatte ihr Leben als Wirtschafterin bei alleinstehenden älteren Herren zugebracht. Sie war eine treue, ordentliche Dienerin, welche pünktlich ihre Pflichten erfüllte und über ihren Brotgeber eine stille regelnde Herrschaft ausübte. Nicht aus menschlicher Anteilnahme, sondern aus dem Eigensinn der dumpfen Werkeltagslame, welche die Dienstmenschen, die zu lebenslänglicher hoffnungsloser Abhängigkeit verurteilt sind, ihr „Pflichtgefühl“ nennen: es war die Tyrannei einer präzisen gehenden Uhr. Daß sie etwa einen der alten Junggesellen reizen könnte, sie zu heiraten, daran hatte sie nie gedacht. Weibliche Koketterie blieb im Verkehr mit ihren Dienstherrn völlig ausgeschlossen. Es konnte nicht fehlen, daß sie dann und wann

den lästernen Blick eines dieser Hagestolzen auf ihren üppig entwickelten Körperformen ruhen fühlte; dann empfand sie nur eine ärgerliche Scheu und beeilte sich, stumm von dannen zu schleichen. Für listige Pläne war ihr starres Gehirn kein ergiebiger Boden. Noch weniger war je ihr schlafendes Herz von einem männlichen Wesen beunruhigt worden. Ihre weibliche Tugend erlitt nie eine Anfechtung, und niemals hatte sie den Trieb empfunden, die enghen Grenzen jungfräulicher Zurückhaltung zu überschreiten. Kein Hauch von Poesie störte ihr dumpfes Gemüt. Sie kannte nicht die zitternde Unruhe in den Nerven beim Nahen des Frühlings; auf den vorörtlichen Bällen, die sie in früheren Jahren zuweilen besucht hatte, vermochte weder Musik, noch Tanzbegierde, noch die derbe Galanterie der sonntäglichen Kavaliere ihre Sinne zu erregen. Nie hatte sie geträumt. Nur einmal — es war in einer unruhigen Nacht — sie hatte ein leises Erkältungsfieber nach Hause gebracht — da träumte sie, es brähe ein Mann in ihre Kammer ein, um ihre Ersparnisse — ihren „Schatz,“ wie sie sagte — zu stehlen. Und mit einem Angstschrei fuhr sie in die Höhe; noch am nächsten Morgen zitterte sie, als sie den Traum ihrer Freundin erzählte. Groschen für Groschen hatte sie ihren „Schatz“ im Laufe der Jahre zusammengespart und ihn bis auf einige tausend Mark gebracht. Sie kannte nur eine Leidenschaft: diesen ihren Schatz zu vermehren.

Eines Abends war Fräulein Dorothea Töpfer ausgebeten. Sie führte die Wirtschaft bei einem alten Rechnungsrat, der eine dritte Etage in der Genthiner Straße inne hatte. Unten in demselben Hause wohnte auf dem Hofe der Schuhmacher Ahrend, dessen Frau ihre beste Freundin war. Heute hatte Frau Ahrend sie eingeladen, ihren Geburtstag mitzufeiern. Es gab da kalten Aufschnitt, besonders viel brenzlich schmeckende Rauchwurst, für jeden Gast ein Pärchen dampfender „Knobländer“ und als Hauptstück des Abends eine Terrine Glibwein und eine Schüssel selbstgebackener Krapsen.

Fräulein Dorothea hatte jedesmal, wenn sie ihren Dienst wechselte, eine neue „beste Freundin“ — zugleich ihre einzige.

Es war stets die Frau des Handwerkers oder Destillateurs, der in dem Hause, das ihr neuer „Herr“ bezog, die Pförtner- oder Vicewirtsstelle versah. Die früheren „besten Freundinnen“ sah sie selten wieder, dachte kaum an sie. Ihr Gedächtnis hatte ebensovienig Erinnerungen, wie ihr Herz oder ihre Sinne.

Bei Frau Ahrend lernte Fräulein Dorothea Töpfer einen alten Freund des Vicewirts, einen Handlungsgehilfen, Namens Hermann Steinert, kennen. Herr Steinert, ein Witwer von etwa vierzig Jahren, schien großen Gefallen an den massiven Formen Dorotheas zu finden; er hatte sich neben sie gesetzt und versuchte fortwährend, ihr in den Arm zu kneifen. Sie sprach dann mit ihrer fetten monotonen Stimme geflüstert zu Frau Ahrend hinüber, und wenn er einen Angriff versuchte, zog sie ihren Arm in die schwerfällig zurücknickende Hüftbeuge hinein und sagte, ihn gleichgültig anblickend: „Aber Sie!“

Das bedeutete bei ihr einen seltenen Grad von Aufgeräumtheit. Im späteren Verlauf des Abends ließ sie sich sogar herbei, sich Schulter an Schulter neben Herrn Steinert zu stellen, um mit ihm gemessen zu werden. Sie war etwa einen halben Zoll größer als er. Darüber geriet das dünne Männchen völlig außer sich.

„Ein Staatsweib!“ rief er, „ein forsches Frauenzimmer! Ich hab's gleich gesagt — nicht, Tante Ahrend? Quablich wie 'ne Pute und der reine Grenadier!“

Von nun an wurde er noch zudringlicher und schließlich unanständig. Fräulein Dorothea war beleidigt und ging. Während Frau Ahrend ihr das Geleit gab und beruhigend sagte: „Nehmen Sie es ihm man nicht übel, er is mal so'n verliebter Stint“ — brummte ihr Gatte, Ahrend, Hermanns alter Freund: „Dummzeug, zu velle Glühwein hat er getrunken. Sonst is er ja der reene Dackmäuser.“

In den nächsten Wochen sah Fräulein Dorothea den Herrn Steinert bei Ahrends mehrmals wieder. Er benahm sich jetzt stets zurückhaltend und achtungsvoll, mit einer ungeschickten Feierlichkeit. Eines Tages sagte ihr Frau Ahrend: „Hören Se mal, Fräulein, der Steinert hat Absichten. Sie gefallen ihm. Nu ja — warum denn auch nicht? Sie sind eine statioße Person, über die erste Jugend raus — aber das giebt einem so was Solides — und sehr reputierlich. Na, er is ja auch nich der Jüngste, die vierzig hat er wohl schon, und ein Kind dazu. Sie hat ihm 'n bißken kurz gehalten, was seine erste war, — da wird er bei Ihnen das reine Himmelreich haben. Dafür sind die Männer denn dankbar — das is immer so bei die zweite. Ich bin ja auch seine zweite. Na, und ich kann nich klagen. Und ein gutes Einkommen hat er, und ordentlich is er so weit ja Na, was sagen Sie?“

Fräulein Dorothea überlegte, d. h. sie rechnete. Zwei Sparsassenbücher verdoppeln den „Schatz“, der Steinert scheint ja solid zu sein, er ist gesund, er kann also noch lange arbeiten und was Hübsches zurücklegen. Der Vorschlag gefiel ihr. Aber ihr Herz schlug nicht einen Augenblick schneller unter ihrem weitläufigen Busen.

Herr Steinert wußte, daß Fräulein Dorothea einige Erparnisse besäße. Das kleine dünne Männchen mit der großen Hafennase, der trockenen, gelblichen, wie gegerbtes Leder aussehenden Gesichtshaut und den ewig unruhigen Spiraugen,

dachte mit dem apathischen Weibe machen zu können, was ihm beliebte. Man trat also in Unterhandlungen. Zuerst wollte Fräulein Dorothea wissen, was er verdiente. 2400 Mark jährliches Gehalt und reichlich 600 Mark Nebeneinnahmen. Das erschien ihr verführerisch, und als Herr Hermann nun förmlich um ihre Hand anhielt, willigte sie ein, ein bißchen zimperlich zwar und mit niedergeschlagenen Augen, wie es sich für eine Jungfrau von sechsunddreißig Jahren ziemt. Er war so zufrieden mit seinem Erfolge, daß er am nächsten Tage Frau Ahrend, um sie für ihre Vermittlungsdienste zu belohnen, ein halbes Pfund Thee in einer schlechten japanischen Büchse, beides aus seinem Laden, zum Geschenk machte.

Herr Steinert wollte sofort zu Zärtlichkeiten übergehen. Aber Fräulein Dorothea wies ihn ruhig, doch bestimmt zurück. Sowohl ihre Klugheit wie ihre altjüngferliche Züchtigkeit widersetzten sich seinen handgreiflichen Späßen. Auch in ihrer Behausung wollte sie ihn nicht empfangen. „Das schicke sich nicht für sie,“ sagte sie, „und noch weniger für ihren Herrn,“ dessen Hochzeitsgeschenk sie überdies durch eine Infortretheit zu schmälern fürchtete. So sahen sich die beiden Verlobten ein paarmal bei Frau Ahrend, und dann, zum erstenmal allein, eines Nachmittags im Tiergarten.

Es war herrliches Maiwetter. Am Himmel reines kristallnes Blau, und in dessen Mitte eine strahlende Sonne, welche Wogen von Licht herniederregnete. Die durchwärmte, frische Luft goß wohlfiges Leben den Menschen mit jedem Atemzuge durch die Adern und verbreitete die üppige Freude erneuten Wachsens über die Erde. Der Tiergarten kleidete sich in das zarte Frühlingsgrün, welches den Augen so wohl thut mit jenem weichen rötlichen Schimmer, der wie eine kleine Glorie aus den durchscheinenden Blättchen herauszufließen scheint. Der scharfe dünne Schatten der fast sich belaubenden Bäume mit den vielen und großen Lichtsprenkeln darin zitterte und tanzte auf den Wegen, als neckte er sich mit den Füßen der wandelnden Menschen. In der Bellevue-Allee schienen die höheren Bäume den schlanken Laubdom bereits schließen zu wollen; unten am Fuß wucherten in giftigerem Grün Schellkraut und Wolfsmilch, dazwischen die gelben Blüten wie zierliche Kägel des Laubsofas blinkten. Die Eichhörnchen rannten, von der schrecklichen, wollüstigen Lenznot geheßt, die Stämme der Bäume herauf und herab, die Vögel zwitscherten wie toll durcheinander, und einzelne Menschenpaare gingen leise flüsternd oder laut lachend durch die Allee spazieren, die Augen voll Zärtlichkeit oder übermütigen Glanzes.

Herrmann und Dorothea setzten sich stumm auf eine Bank. Eine Weile lang blickten sie schweigend auf ein verwildertes Taubenpaar, das unweit von ihnen auf dem Rasen trippelte, das Männchen schiefergrau, mit einem grünschillernden Kropf, den es mit Wohlbehagen aufblies, das Weibchen von hermelinartiger Weiße, auf zierlichen Beinen wie auf Korallenschnüren einherstehend und die glänzend weißen Schwanzfedern wie eine Schleppe über den Boden ausstreckend.

„Sehen Sie mal, Herr Steinert, wie nett die sind,“ sagte Dorothea, „ach, die lieben Tierchen!“

„Ja,“ antwortete Herrmann, „die reinen Verliebten.“ Er sagte es zerstreut, etwas anderes beschäftigte ihn. Ein neues Stillschweigen entstand, währenddessen Dorothea verlegen in den Sand sah. Mit einem plötzlichen Entschluß sprach er den

Gedanken aus, der ihn auf dem ganzen Wege beherrschte hatte:

„Wie hoch belaufen sich Ihre Ersparnisse, Fräulein Dorothea?“

„Sind Sie aber neugierig, Herr Steinert.“

„Na — da wir uns doch heiraten!“

„Ja, aber mein Geld behalt' ich für mich.“

Bei den Worten „mein Geld“ zog Dorothea den Mund so breit, als ob sie ihren „Schatz“ in der Kehle hätte und ihn hinunterschlucken wollte.

„Na ja, aber ich muß doch wissen, wie viel es ist,“ jagte Herrmann dringlich.

„So ungefähr 8000 Mark,“ würgte Dorothea hervor, und neigte ihren dicken Kopf nach der anderen Schulter hin, einen ungeschickten Versuch machend, schelmisch zu erscheinen.

„Und haben Sie Erben, Fräulein Dorothea?“

„Aber, Herr Steinert! Was denken Sie denn von mir — nein, so was! Sie sind ein unverschämter Mensch, Herr Steinert!“

Und sie wurde ganz beleidigte Vestalin.

„Nein, nein, ich meinte ja bloß, Sie könnten doch Verwandte haben, die im Fall . . .“

„Na ja, ich hab' eine Schwester, aber die ist verheiratet . . .“

„Wissen Sie, liebe Dorothea, es ist doch besser, wir machen Gütergemeinschaft, wenn nicht mit 'm Ganzen, aber doch mit fünf- oder sechstausend Mark.“

„Wie so denn? Warum? Sehen Sie bloß, wie Sie sind.“ Und ihre runden Augen rollten böse in ihrem Vollmondsgezicht.

„Ja, wissen Sie, wenn Sie sterben, und wir haben keine Kinder — das ist doch nicht sicher — dann krieg' ich nichts . . . Überlegen Sie doch! Warum heirat' ich denn? Ich bring' doch zu, was ich verdiene, da könnten Sie doch auch . . .“

„Ich dank' schön! Nein, Herr Steinert, so dumm bin ich nicht. Nachher, wenn schlechte Zeiten kommen und Schmalhans Küchenmeister ist — dann ist mein schönes Geld jutsch . . . nein, das thu' ich nicht . . . nein, nein!“

„Aber liebe, einzige Dorothea!“

„Haben Sie sich nicht so, Herr Steinert, das nützt doch zu nichts.“

„Ich dachte aber doch, ich wollt' mich mit Ihrem Zugebrachten selbstständig machen. Ein eig'nes Geschäft, seh'n Sie mal . . . das ist doch ganz was anderes . . . auch für Sie! . . . Wenn Sie Frau Prinzipalin sind!“

„Was ich mir daraus mache! Und nachher kommt der Gerichtsvollzieher und der Konkurs und alles ist hin. Bleiben Sie man ruhig auf Ihrem schönen Posten. Das ist sicher. Dem Brodhun in der Schwerinstraße ist es auch so gegangen. Und nun sitzt seine Frau da mit zwei Kleinen.“

„Aber was hab' ich denn davon?“ freischte der kleine Mann. Seine Stimme wurde weinerlich. „Was hab' ich denn von der ganzen Heirat?“

Dorothea schwing einen Augenblick, dann sagte sie:

„Eine so gute Partie sind Sie gar nicht. Ein Kind haben Sie auch . . . und das kostet doch . . . ich wünsch' ihm ja alles Gute, aber . . . es ist nu doch mal da.“

„Wenn ich meinen Jungen nicht hätt' . . . dann hätt' ich mir eine Jüngere ausgesucht.“

„So? Na, aber ich bin für Sie doch immer noch eine gute Partie.“

„Gott, ja . . . ja!“ Und er rückte ärgerlich mit dem Kinn in die Höhe.

„Na, und glauben Sie,“ jagte Dorothea, phlegmatisch die Worte ziehend, „ich hätt' mir einen Witmann genommen, wenn er nicht den Lebensunterhalt verdienen thät?“

„Ich soll also alles allein verdienen,“ entgegnete Herrmann gereizt, „das wär' schön! Nein, Sie müssen auch was in die Wirtschaft geben.“

„Nein! Ich behalt' lieber mein Geld als Notgrofchen. Wenn nachher nichts im Haus ist — soll ich dann hungern? Sie . . . na ja . . . Sie sind 'n Mann . . . Sie sehen, wo Sie bleiben . . . Aber ich armes Weib, was thu ich dann?“

„Sie können ja wieder in Stellung gehen, wenn Not am Mann ist.“

„So? Ich dank' schön! Das bin ich nu jatt . . . Und wenn ich dann vielleicht noch“ — und dabei senkte sie ihre Augen verschämt in den Schooß — „ein Kind haben sollt' . . . das wär' erst 'ne rechte Plag' . . . wer kümmert sich dann um das Wurm, wenn ich fort, bei fremden Leuten sein muß? Nein, nein!“

Die Sonne war tiefer herabgesunken, sie berührte schon den Rand des Dunstkreises am abendlichen Horizont, den sie in ein glühendes Rot tauchte. Ihre schrägen Strahlen übergoßen den Rasen mit dem anheimelnden mattern Licht, das sich williger dem Grün vermählt, als die grelle Tagessonne. Die Vegetation, befreit von dem schwülen Druck des ungewöhnlich warmen Maitages, atmete tief und freudig auf, ihr Duft erhob sich in Wolken über die Pfade. Der Gesang der Vögel wurde leiser, die Luft würziger und erfrischender. Es schien etwas in ihr zu schwimmen, das man wie ein stilles starkes Glücksgefühl einjog. Aber die eisigen Herzen der beiden zankenden Menschen blieben unberührt von dem Zauber des Frühlingsabends. Er verfolgte habgierig seine Idee, sich des Geldes seiner Verlobten zu bemächtigen. Sie widerstand hartnäckig und gereizt. Dann rief plötzlich Herrmann in lyrischer Verzweiflung:

„Fräulein Dorothea, Sie lieben mich nicht.“

Sie antwortete im grollenden Ton:

„Ich werfe mich keinem Mann an den Hals.“

Herrmann schwieg. Dann kam ihm eine Idee.

„Na, so versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie am Hochzeitstage ein Testament zu meinen Gunsten machen. Wenn Sie sterben, dann hab' ich das Nachsehen. Ihre Schwester sackt sich das Geld hübsch ein.“

„Sie können einem wirklich graulich machen, Herr Steinert. Wer denkt denn an so was? Das ist ja gottlos.“

Und nun klammerte er sich an die Idee mit dem Testament wie an die letzte Rettungsplanke.

Es wurde sieben Uhr. Herrmann lud seine Erforme ein, nach den Zelten zu gehen und zu „soupieren.“ Er dachte, nach einem Wiener Schnitzel und einem Glas Echten würde sie weicher werden. Er stürzte sich sogar in die Unkosten einer Portion Himbeereis für Dorothea, die für so was „ihr halbes Leben“ liebte.

Von ihrem „Schatz“ aber ließ sie keinen Dreier. Sie blieb ruhig und hartnäckig. Hermann versuchte alle Mittel der Überredung; er schmeichelte, er sagte ihr zuckerfüße Artigkeiten; seine kratzige Stimme schmolz, seine listigen Augen blinzelten zärtlich. Alles vergeblich! Endlich brach er los:

„Herr, Gott, über Sie aber auch! . . . Wie kann man bloß so verstockt sein! . . . Bedenken Sie doch nur, wenn Sie sterben, hab' ich nichts . . . rein gar nichts! Ich hab' Sie umsonst gefüttert und Ihre Schwester kriegt alles. Ist das nicht lächerlich?“ — — — „Da kann man wirklich wütend werden! . . . Und seh'n Sie, ich hab' Sie doch so gern! . . . Für Sie schen' ich keine Ausgaben . . . Kellner, zahl'n!“

Dorothea wiederholte ihren alten Reim: „Nein, nein, ein Testament mach' ich nicht. Man soll nichts berufen, am allerwenigsten den Tod.“

„Wahrhaftig,“ rief er im Zorn, „man möcht' denken, Sie fürchten, ich vergift' Sie, wenn Sie ein Testament machen . . . bloß um Ihr Geld zu haben!“

„Wer kann wissen“ — sagte sie, den Kopf wiegend, mit dem schläfrigen Rhythmus, der den alternden Frauen eigen ist. „Ich hab' gestern noch im Lokal-Anzeiger unter Kriminelles eine Geschichte gelesen . . .“

„Nu aber schlag' einer lang hin,“ polterte Hermann heraus. „Schöne Liebe das! Wenn Sie mich für einen Mörder ansehen, dann heiraten Sie mich doch lieber nicht! . . . Na, ich sage . . . die abergläubischen Frauenzimmer! Ich seh' schon, heute ist mit Ihnen gar nicht zu reden — gar nicht!“

Dorothea warf den Kopf in den Nacken, so daß ihr Doppellinn hervorquoll, und antwortete nicht mehr.

Sie gingen. Er begleitete sie nach Hause. Die Hutnase emporgehoben, die Augen glasig ins Weite gerichtet, die dünne Unterlippe zwischen den Zähnen, ging er schweigend mit eigensinnigen ruckweisen Schritten neben ihr, während die Schöße seines zu weiten Rockes um seine dünnen Schenkel schlotterten. Er fühlte, wie es in ihm wurmte und bohrte.

„Keine Gütergemeinschaft . . . kein Testament . . . kein eig'nes Geschäft . . . kein nichts!“ zischte er von Zeit zu Zeit durch die Zähne, ohne ihr eine Entgegnung zu entlocken. „Da werden wir uns doch noch sehr befinden!“

An der Hausthür wandte er sich mit einem beleidigten „Guten Abend“ um. Er schlug den Weg nach einer Weißbierstube ein, immer zwischen den Zähnen murmelnd:

„Nein, so ein Frauenzimmer . . . so eine gemeine Seele . . . nicht mal das bißchen Geld will sie mir geben . . . da soll doch . . .“

Er war auf dem Punkt zu brechen. Aber allmählich gewann er wieder Mut. Er überlegte und vertraute auf die Zukunft. Er hegte die unbestimmte Hoffnung, was ihm Fräulein Töpfer verweigerte, würde ihm Frau Steinert bewilligen. Vorderhand konnte er sich mit der guten Haushälterin begnügen, die sie ja zweifellos war. Sie hat immerhin „Geld auf der Bank“ — das will doch was heißen! Und schließlich wird es ihr verführerischer erscheinen, Prinzipalin tituliert zu werden, als „Frau Handlungsdieners.“

Sie dagegen überlegte, sie würde nicht mehr „in Stellung“ sein bei fremden Leuten, bei alten eigensinnigen „Knick-

beinen,“ die so manchmal unappetitlich waren, sie würde ihre eigene Herrin und eine Respektsperson sein, das heißt, die Frau eines Mannes mit 2400 Mark Gehalt und 600 Mark Nebeneinkommen.

Am 31. Mai versandten Fräulein Johanna Dorothea Töpfer und Herr F. C. H. Steinert ihre Verlobungskarten, auf denen zwei Herzen, von einem Pfeile durchbohrt, verbluteten.

Die Bewegung der deutschen Kriminalität.

Von

Ludwig Fulda.

Während die Betrachtung der statistischen Ergebnisse der deutschen Strafrechtspflege in den Jahren 1882 bis 1887 stets zu dem unerfreulichen Resultate führte, daß die verbrecherische Thätigkeit des deutschen Volkes nicht nur keine Verminderung, sondern vielmehr eine intensive Vermehrung aufweise, scheint die Betrachtung der statistischen Ergebnisse für das Jahr 1888 zu der Hoffnung berechtigen zu wollen, daß fürs erste die Zeit der Zunahme der strafbaren Handlungen in Deutschland vorüber ist. Nach der von dem Reichsjustizamt in Verbindung mit dem statistischen Amt veröffentlichten Kriminalstatistik, einer musterhaften, allen Ansprüchen genügenden statistischen Arbeit, wurden wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze im Jahre 1882, dem Ausgangsjahre unserer Betrachtungsperiode, 329968 Personen verurteilt, in den fünf folgenden Jahren 330128, 345977, 348087, 353000, 356357. Dieser stetigen Vermehrung der Zahl der bestraften Personen steht der im Jahre 1888 konstatierte Rückgang bedeutend gegenüber; die bestraften Personen betragen in diesem Jahre 350666, also 5691 weniger wie im Vorjahre. Um die Bedeutung dieses Rückganges in sozialer, insbesondere in sozialethischer Beziehung zur Gemüthe würdigen zu können, müssen wir die einzelnen Kategorien der Delikte betrachten und prüfen, ob sich die rückläufige Bewegung in allen oder nur in einzelnen derselben geltend macht. Diese Prüfung zeigt nun, daß der Rückgang in erster Linie und hauptsächlich der sehr starken Verminderung der strafbaren Handlungen gegen das Vermögen zuzuschreiben ist, welche allerdings nicht erst seit 1887, sondern schon seit einigen Jahren beobachtet werden kann; von den 5691 Personen, welche 1888 weniger verurteilt wurden als im Vorjahre, kommen 2093 auf seltener begangene Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen, eine Thatfache, die der Bedeutung und Stellung, welche die Vermögensdelikte im Rahmen der Kriminalität der westeuropäischen Völker einnehmen, durchaus entspricht. Der enge Zusammenhang zwischen den sozialen Zuständen, insbesondere den wirtschaftlichen Verhältnissen und der Kriminalität, wird durch diese Thatfache vollkommen erwiesen. Während zu Beginn der achtziger Jahre die Vermögensdelikte infolge der unbefriedigenden wirtschaftlichen Verhältnisse von Jahr zu Jahr stiegen, bewirkte die Besserung, die in Ansehung dieser seit Mitte dieses Jahrzehntes eintrat, je länger je mehr eine Verminderung jener; der alte Satz eines französischen Kriminalisten und Statistikers, daß das Verbrechen das Produkt des Pauperismus sei, bewahrheitet sich, wenigstens bezüglich der Vermögensdelikte, wieder einmal in vollem Maße, und wir können auf Grund der deutschen Statistik ganz wohl behaupten, daß jede Mark, um welche die Preise der für die Lebenshaltung der Massen maßgebenden Nahrungsmittel zurückging, das Budget der Diebstahle, der wichtigsten aller Vermögensdelikte, verminderte, jede Mark, um welche dieselben stiegen, es dagegen erhöhte. Auch wenn die Besserung der wirtschaftlichen Zustände, welche wir

seit 1885 etwa konstatieren können, nicht durch eine Reihe anderweitiger Thatsachen dargethan würde, so genügte schon der hervorgehobene Rückgang der Vermögensdelikte, um jeden unbefangenen Beobachter des Volkslebens davon zu überzeugen, daß die schweren Zeiten der die Grundlagen unseres Nationalwohlstandes antastenden wirtschaftlichen Krisis endgültig vorüber sind und die ärmeren Volksklassen sich die Mittel zur Lebenserhaltung wieder mit weniger Schwierigkeiten beschaffen können, als zu Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrzehnts. Wäre der Rückgang der Kriminalität lediglich der Bewegung der Vermögensdelikte zuzuschreiben, so ließe derselbe keinen Schluß auf die sittliche Hebung der Massen zu; denn ein sittlicher Fortschritt kann bei einem Volke nicht angenommen werden, wenn die Verbrechen gegen die Sittlichkeit, gegen das Leben, wenn die Hoheits- und Gewaltthätigkeitsdelikte sich nach wie vor auf gleicher Höhe halten. Die nähere Prüfung der Statistik für 1888 lehrt uns nun, daß auch bei denjenigen Verbrechen, welche für die Beurteilung der sittlichen Höhe eines Volkes vor allem in Betracht kommen, eine Verminderung vorhanden ist. Es haben sich gegenüber dem Stande des Jahres 1887 verringert die Beurteilungen wegen der schwersten Sittlichkeitsverbrechen, wegen einfacher und gefährlicher Körperverletzung, wegen gewaltthätiger Handlungen gegen Beamte, wegen Sachbeschädigung, Bedrohung und Beleidigung u. s. w. Die Verminderung ist keineswegs bei allen der genannten Verbrechenkategorien eine gleichmäßige, bei manchen ist sie nur sehr schwach und keineswegs mit jener auf eine Stufe zu stellen, welche bei den Vermögensverbrechen nachgewiesen wurde; aber es ist für die sozialetische Würdigung bemerkenswert genug, daß überhaupt eine Verminderung beobachtet werden kann; denn für die Sozialstatistik gilt ganz besonders der alte Satz der Scholastiker, daß die Zahlen nicht nur gezählt, sondern auch gewogen, d. h. gewürdigt werden müssen.

So erfreulich nun der Rückgang ist, der im Jahre 1888 auf der ganzen Linie der Kriminalität konstatiert wird, so muß man sich doch hüten, aus demselben allzuweitgehende Schlüsse in Ansehung der sittlichen Hebung des deutschen Volkes zu ziehen; die Ergebnisse eines Jahres geben dem Statistiker kein Recht, ihren Inhalt zu verallgemeinern, und für die wissenschaftliche Ausbeute und Bewertung statistischer Thatsachen existiert kein größerer Feind als die Neigung, dieselben zu optimistischen Schlussfolgerungen zu benutzen. Optimistische und pessimistische Betrachtungsweisen bilden ja überhaupt die beiden Klippen, welche die sozialetische Behandlung der Statistik vermeiden muß, wenn anders sie ein zutreffendes, auch in keinem Punkte unrichtiges Bild von dem zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Zustande eines Volkes geben will, und wie viel durch die einseitige Bewertung statistischer, insbesondere kriminalstatistischer Thatsachen, sei es in diesem oder jenem Sinne, gefährdet wurde, zeigt ein Blick in die Geschichte der Statistik. Je näher nun diese Gefahr liegt, um so mehr muß vor ihr gewarnt werden. Wir können uns darum der Begeisterung, mit welcher in manchen Tagesblättern die Zahlen der Strafstatistik für das Jahr 1888 besprochen wurden, nicht anschließen, wir sind vielmehr der Ansicht, daß dieselben nur dazu berechtigen, von einem Anfang der Besserung zu sprechen, der, wenn die sozialen und ökonomischen Verhältnisse, von welchen ja der Stand und der Umfang der Kriminalität abhängig ist, keine Veränderung erfahren, zu einer nachhaltigen und dauernden Besserung werden kann, die einen wesentlichen Fortschritt des deutschen Volkes auf dem Wege sittlicher und kultureller Entwicklung bedeuten würde. Die Beobachtung der kommenden Jahre wird und muß zeigen, ob diese Wendung in der Bewegung der deutschen Kriminalität eintritt oder ob die konstatierte Verminderung nur einen lediglich vorübergehenden Charakter hatte und diejerhalb auch vom sozialetischen Standpunkte aus als bedeutungslos erachtet werden muß; die Wahrscheinlichkeit spricht nicht sowohl für die letztere als für die erstere Ansicht, und wir glauben die Hoffnung hegen zu dürfen, daß, wenn nicht wieder eine verwüstende Erwerbs- und Wirtschaftskrisis den deutschen Wohl-

stand heim sucht, die kommenden kriminalstatistischen Veröffentlichungen mit noch besseren Ergebnissen schließen werden wie die Veröffentlichung der Zahlen des sozialen Defizits im Jahre 1888.

Wechselstrom oder Gleichstrom?

Die Kardinalfrage der Elektrizitätswerke.

Von W. Berdrow, Ingenieur. (Schluß.)

Die elektrischen Straßenbahnen, deren allgemeine Anwendung die technische Welt nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet, scheiden sich in zwei Systeme, deren Unterschied lediglich in der Art und Weise besteht, wie dem zu bewegenden Wagen die erforderliche Kraft, nämlich der elektrische Strom, zugeführt wird. Die zur Zeit am meisten gebräuchliche Art der Stromzuführung ist die mittels einer über den Schienen an Pfosten oder Säulen aufgehängten Leitung, welche mit dem Elektrizitätswerk in Verbindung steht und von hier aus mit Strom versorgt wird. Aus dieser Leitung entnimmt jeder einzelne Wagen die zu seiner Bewegung erforderliche elektrische Energie mittels eines mit dem Wagen durch ein Kupferseil leitend verbundenen, auf dem Draht schleifenden oder rollenden Kontaktes. Die Rückleitung findet auf dieselbe Weise durch eine zweite Leitung oder durch die Schiene statt. Diese Anordnung der Stromzuführung ist auch von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft adoptiert worden, indem dieselbe das Ausführrrecht für eines der besten Systeme, das der amerikanischen «Sprague Electric Railway and Motor Company» erworben hat. Man scheint sich hier der Hoffnung hinzugeben, über kurz oder lang den großen Berliner Straßenbahnbetrieb nach diesem System in einen elektrischen verwandeln zu dürfen, eine Hoffnung, die nach den durchaus guten Erfolgen, die viele derartige Bahnen in Amerika seit längerer Zeit, sowohl in finanzieller, als technischer Hinsicht, aufzuweisen haben, durchaus nicht unberechtigt ist. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß immerhin noch manche Unzulänglichkeiten mit diesem System verbunden sind. In einer minder verkehrsreichen Stadt, wo es nur wenige Straßenbahnlinien giebt, die womöglich in ihrer ganzen Länge voneinander getrennt sind, und wo der sonstige Straßenverkehr noch nicht allzustark ist, sind diese über den Geleisen hinlaufenden Drähte wohl angebracht; ob sie es aber in Berlin wären, wo das unendlich verwickelte Schienennetz mit seinen zahllosen Weichen, Kurven und Kreuzungen ein ebenso kompliziertes Netz von Luftleitungen erfordern würde, wo es überdies bedenklich erscheint, den ohnehin schon aufs äußerste beanspruchten Raum, sei es nun auf dem Fahrdamm oder auf dem Bürgersteig, durch die erforderlichen Säulen noch mehr zu beengen, ist doch zweifelhaft. Wollte man auch das letztere Bedenken schwinden lassen, da schon der Gedanke aufgetaucht ist, die Stützen für die Leitung mit den Laternen zu vereinigen, so läßt sich doch das Gewirr von Leitungen, das an manchen Stellen, wo sich viele Strecken kreuzen oder verschlingen, entstehen würde, technisch wohl kaum mit der erforderlichen Sicherheit herstellen. Die unterirdische Stromzuführung durch Rinnen zwischen oder neben den Schienen, welche auch hier und da in Gebrauch, bisher aber noch weniger als die Luftleitungen ausgebildet ist, kann für große Städte wegen der bei Schneefall oder argem Schmutzwetter unvermeidlichen Betriebsstörungen gar nicht empfohlen werden, auch würden sich hier bei der Anordnung komplizierter Knotenpunkte dieselben Schwierigkeiten ergeben. In Städten mit sehr bedeutendem Verkehr scheint vielmehr das System des Betriebes durch Accumulatoren die richtige Lösung zu sein, obgleich über dasselbe bisher weniger Erfahrungen vorliegen, als über das vorbesprochene. —

Hier führt ein jeder Wagen seine Kraftquelle in Gestalt einer kräftigen Accumulatorbatterie mit sich, welche während einer gewissen Zeit zur Bewegung des Wagens ausreicht, dann aber an einer bestimmten Stelle, etwa im Depot der Straßenbahn, gegen eine neue, inzwischen geladene umgewechselt wird. Hierbei hat jeder Wagen seine volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit, sowohl von allen übrigen Waggonen, als von dem städtischen Leitungsnetz, was unter Umständen, etwa beim Schadhastwerden der Leitung, von großem Vorteil ist. In Paris ist seit dem Beginn dieses Jahres eine derartige Straßenbahn im Betrieb; sie verkehrt zwischen La Madeleine und Levallois-Perret mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit der Wagen von elf Kilometer in der Stunde; in jedem, fünfzig Passagiere fassenden Waggon befindet sich eine Batterie von hundertacht Accumulatoren, deren Gesamtgewicht $33\frac{1}{2}$ Centner beträgt. Freilich ist mit dem Laden und Entladen der Accumulatoren stets ein gewisser Verlust an elektrischer Energie verbunden, doch kommt derselbe gegenüber den mancherlei Vorteilen dieses Systems kaum in Betracht, zumal die Leitung der elektrischen Ströme auf weitere Entfernungen gleichfalls mit Verlusten verknüpft ist. Der schwerwiegendste Grund gegen den allgemeineren Gebrauch der Accumulatoren ist noch immer ihr verhältnismäßig, d. h. im Vergleich zu ihrer Lebensdauer, hoher Preis, und, beim Betrieb von Fahrzeugen, auch ihr schweres Gewicht, doch steht es außer Zweifel, daß man die Apparate von diesen unangenehmen Eigenschaften noch bis zu einem gewissen Grade befreien wird, und alsdann wird ihre Benutzung für die Centralstellen eine weit ausgedehnte und in hohem Maße nutzbringende werden. In diesem Falle aber würden die Elektrizitätswerke, die mit Wechselstrom arbeiten, nicht in der Lage sein, sich diese Vorteile zu nutze zu machen; der direkte Motorenbetrieb durch Wechselstrom wird unzweifelhaft einmal bis zur völligen Zufriedenstellung ausgebildet werden; aber die Anhäufung elektrischer Energie ist ein Problem, das den Anhängern jener Stromverteilungsmethode noch viel zu schaffen machen wird, wenn seine Lösung überhaupt je gänzlich gelingt.

Gerade die Lösung dieser Aufgabe aber ist es, worauf die Wechselstromtechniker hinarbeiten müssen; denn mögen die sonstigen Vorteile ihres Systems sein, welche sie wollen, — ohne die Möglichkeit der Aufspeicherung, ohne in den Stunden schwachen Konsums „auf Vorrat“ arbeiten zu können, wird nie ein Elektrizitätswerk zu gesunder Blüte gelangen. Und andererseits ist es die Aufgabe der Anhänger des Gleichstromsystems, das Problem der Gleichstromtransformatoren zu lösen; die Centralstationen, welche nach dieser Methode arbeiten, müssen in den Stand gesetzt werden, ihr Produkt nicht nur der nächsten Umgebung mitzuteilen, sie müssen vielmehr ohne allzugroßen Kostenaufwand an Leitungen einen großen Bezirk mit Strom versorgen können; sie müssen an der Erzeugungsstelle mit hoher Spannung arbeiten und diese an der Konsumstelle in niedrige Spannung umsetzen. Die Gefahren, die ängstliche Köpfe von den hochgepannten Strömen befürchten zu müssen glauben, werden sich schwerlich je geltend machen; mögen in den unterirdischen Hauptleitern, seien es nun Kabel- oder Kanalleitungen, immerhin 2000 bis 2500 Volt herrschen, wenn nur die Hausleitungen nicht mehr als 100 bis 300 Volt führen und die Transformatoren gut funktionieren, so wird durch den elektrischen Strom niemand ein Leid geschehen. Gleichstromanlagen aber, die mit Transformatoren arbeiten, können in fast beliebiger Entfernung außerhalb der Städte angelegt werden, sie können Bogen- und Glühlampen speisen, können Accumulatoren laden, Straßenbahnen jedes Systems treiben, kurz, sie sind allen Forderungen der Gegenwart und der nächsten Zukunft gewachsen. Und ganz dasselbe läßt sich von den Wechselstromcentralen sagen, sobald für dieselben das Problem der Stromaufspeicherung gelöst, sobald der Wechselstromaccumulator erfunden ist. Auch sie werden alle Anforderungen erfüllen, die man an ein Elektrizitätswerk zu stellen nur irgend berechtigt ist; sie werden einen regelmäßigen Betrieb

ermöglichen, der mit den geringsten Mitteln die größten Erfolge erzielt; sie werden dem Licht- und Kraftbedürfnis in gleichem Maße entgegenkommen, die Gefahren werden sich auch hier durch sorgfältige Arbeit und gewissenhafte Überwachung vermeiden lassen, und auch die klingenden Erfolge werden solchen, in großem Maßstabe angelegten Elektrizitätswerken nicht fehlen. — So haben beide Systeme ihre großen Vorteile, beide auch noch einen schweren Mangel, und welches von beiden zuerst von diesem Mangel befreit werden wird, dem gehört voraussichtlich die nächste Zukunft.

„Aber damit ist die Frage, ob Gleich- oder Wechselstrom bei der Anlage eines neuen Elektrizitätswerkes zu wählen sei, immer noch nicht entschieden!“ ruft der Leser, der hier und da durch die Zeitungen oder durch die Vorgänge in seinem eigenen Wohnort einen Einblick darein gethan hat, wie sich jedesmal, wenn eine elektrische Centrale projektiert wird, ein langwieriger Kampf zwischen den Anhängern der beiden Systeme erhebt.

Nein, diese Frage ist durch die vorangegangenen Ausführungen nicht entschieden, sie läßt sich eben bis jetzt durchaus nicht endgültig und für alle Fälle lösen, sondern man wird sie nach gründlicher Untersuchung in jedem einzelnen Falle auf eine Frage lokaler Natur zurückführen müssen, wie dies die jüngste Vergangenheit in Frankfurt a. M. gelehrt hat. Hier wurde eine Kommission von zweifellos kompetenten Gelehrten und Fachleuten, deren Unparteilichkeit man sicher sein durfte, mit der Lösung dieses Problems betraut; Zeit, Mittel und Gelegenheit zu den eingehendsten Untersuchungen waren gegeben; eine Menge von für die Fachwelt hochinteressantem Material lieferten diese Untersuchungen, viel neues Licht über alle Einzelfragen der Beleuchtungs- und Motorentechnik wurde geschaffen; — aber auf die letzte Frage der Frankfurter: „Welches System sollen wir nun für unser Elektrizitätswerk wählen?“ blieb die Antwort aus. Man konnte sich nur dahin einigen, daß hier die lokalen Umstände entscheiden und daß eine engere Kommission von Frankfurtern diese Umstände allein allseitig beurteilen könne.

Einige Beispiele sprechen am deutlichsten: Nehmen wir den Fall, es handle sich um die Anlage eines Elektrizitätswerkes in einer Stadt von mäßiger Größe, aber regem geschäftlichen Verkehr, der sich auf alle Stadtteile gleichmäßig verteilt und allenthalben, in Läden, Bureau, Fabriken und gesellschaftlichen Zwecken dienenden Etablissements, das lebhafteste Bedürfnis einer hellen, eleganten, bequem zu bedienenden und gefahrlosen Beleuchtung schafft; wo ferner der Bau und Betrieb auf Kosten und in Rechnung der städtischen Verwaltung geplant ist, und untersuchen wir, welche Art der Stromverteilung hier die günstigere sein wird. Offenbar kommt es bei einer städtischen Institution weniger darauf an, Gewinn aus der Beleuchtungsanlage zu ziehen, als vielmehr darauf, den Bürgern einen reellen, gefahrlosen und von Störungen möglichst freien Betrieb zu sichern, und diese Bedingung erfüllt augenblicklich der Gleichstrom am besten, was bei den weit umfangreicheren Erfahrungen, die damit gemacht sind, leicht begreiflich ist. Die etwas höheren Anlagekosten der Gleichstromcentrale, die hauptsächlich in den dabei notwendigen starken Leitungen und der Grundstücksverwertung in der Mitte des Beleuchtungsrayons ihren Grund haben, fallen hier nicht sehr ins Gewicht; denn wohl jede Stadtverwaltung besitzt ein oder einige verwendbare Grundstücke im Innern der Stadt, und wenn das Kabelnetz, das ja in einer Mittelstadt ohnehin nicht allzugroß ist, das Anlagekapital etwas erhöht, so kann man dagegen geltend machen, daß ein städtischerseits betriebenes Unternehmen von vornherein solider dasteht und der schnellen Rentierung weniger bedarf, daher sich immerhin etwas geringer verzinsen mag, als ein Privatunternehmen. Rechnet man auf den zukünftigen Betrieb einer vorhandenen oder erst projektierten Straßenbahn, so steht dem nichts im Wege, weder der direkten Stromzuführung noch der Speisung vermittelt Accumulatoren, und man hat noch die Anwartschaft, späterhin einen Teil der Beleuchtung ebenfalls durch Accumulatoren zu versehen und

so bei steigendem Lichtbedarf nicht auch die Maschinenanlage stetig vergrößern zu müssen. Bei diesen Voraussetzungen würde man sich also wahrscheinlich des Gleichstromsystems mit dem größten Vorteil bedienen und für die Zukunft ruhig die weitere Entwicklung der Accumulatoren abwarten.

Nun können sich aber die Bedingungen, unter denen ein Elektrizitätswerk entsteht, auf die mannigfachste Weise ändern. Es kann z. B. der Fall vorliegen, daß man von einer Stelle aus, die entweder eine sehr günstige Kohlenzufuhr verpricht, oder die in Gestalt eines Wasserfalls, eines benutzbaren Stromes gleich eine billige Kraftquelle zur Verfügung stellt, zwei benachbarte Städte mit Licht versehen will. Bei der Anwendung niedriggespannter Ströme würde die Hauptleitung von der Station zu den, vielleicht in ganz verschiedener Richtung und ziemlicher Entfernung liegenden Verwendungsstellen die Anlagekosten unverhältnismäßig erhöhen, hier wird man also zum hochgespannten Wechselstrom greifen und der Zukunft vertrauen, die uns vielleicht auch für diesen noch eine Aufspeicherungsmethode bringt. — Mühte behufs Beleuchtung einer Großstadt ein kostspieliges Terrain im Centrum erworben und eine durch ihre Ausdehnung sehr teure Leitung hergestellt werden, um mit Gleichstrom zu arbeiten, so wird man ebenfalls auf die Vorteile desselben verzichten und lieber eine Wechselstromcentrale außerhalb der Stadt erbauen und, wenn einmal ein Straßenbahnbetrieb mit Accumulatoren nötig wird, hierfür eine besondere Anlage von Gleichstromdynamos beschaffen. — Ja, auch für die Beleuchtung können innerhalb derselben Stadt mehrere Systeme nebeneinander existieren, wie denn die große Centrale in Mailand teils mit Gleichstrom niedriger Spannung arbeitet, genau wie die Berliner Anlagen, teils mit hochgespanntem Gleichstrom für Straßenbeleuchtung durch Bogenlampen, teils auch mit hochgespanntem Wechselstrom für gemischte Beleuchtung. Auch in London bestehen außer der großen Deptford Centralen mehrere andere Elektrizitätswerke verschiedener Systeme, die sich alle bewähren, aber alle noch verbesserungsfähig sind. Vielleicht wird in absehbarer Zeit auch Berlin seine Wechselstromcentrale haben; denn bei der Erbauung der neuen, fünften Station am Schiffbauerdamm wird vielleicht auch mit dieser Methode ein Versuch gemacht werden, besonders wenn von hier aus für entferntere Gegenden Licht zu beschaffen ist.

So regt es sich auf beiden Seiten; hüben und drüben beschäftigen sich vortreffliche Köpfe mit der Lösung der noch bestehenden Schwierigkeiten. Noch dauert der Kampf fort; wer die nächsten Erfolge erringen, auf wessen Seite der Sieg schließlich sein wird, das muß die Zukunft lehren.

Zwei Reden eines deutschen Arbeitsministers

im zwanzigsten Jahrhundert.

Von

G. Lewinstein.

I.

Es war am 12. November des Jahres 1949, als der Arbeitsminister des Deutschen Reiches vor dem versammelten Reichstag das Budget seines Ressorts vorlegte und seine Aufstellungen begründete. Gepannt lauschten die Reichsboten und die auf den Tribünen befindlichen Bürger des Deutschen Reiches, deren Obliegenheit in diesem Jahre die Zuhörerschaft im Reichstag war, den Worten des Ministers; ebenso begierig, das war zu erwarten, würden am Abend die zum Lesen der Zeitungen befohlenen Bürger die Rede lesen. Wie sind durch einen glücklichen Zufall schon heute in den Besitz des Wortlautes dieser großen Rede gekommen und bringen sie schleunigst zur Kenntnis unserer Leser.

Brüder und Freunde, so begann der Minister, ich bin

hoch erfreut, die Vorlegung meines Entwurfes für die Verteilung der Arbeiten im nächsten Budgetjahr mit der Verkündung eines freudigen Ereignisses einleiten zu können. Es ist uns in diesem Jahre gelungen, die zwölf Meter hohe Mauer, welche unser Deutsches Reich umgibt, und deren Unübersteigbarkeit durch einen zehn Meter tiefen und zwanzig Meter breiten Wassergraben verstärkt wird, zu vollenden und somit die vollständige Isolierung unseres Staates von den Nachbarstaaten, welche sich noch immer gegen die Wohlthaten unseres auf staatlicher Organisation der Arbeit beruhenden Systems sträuben, herzustellen. Durch diese vollständige Isolierung ist natürlich, wie zu bekennen mir meine Bescheidenheit gebietet, die Aufstellung meines Budgetes, oder vielmehr, um mich korrekter auszudrücken, meines Arbeitsverteilungsplanes, ganz wesentlich erleichtert worden; denn es sind jetzt nicht nur alle störenden Elemente ausgeschlossen, sondern es fällt auch der Reiz der Verführung, welche die zeitweilige Abwesenheit kapitalistischer Nichtsthuer auf unsere Mitbürger ausübte, fort. Wir können demgemäß das neue Etatsjahr mit dem Bewußtsein beginnen, jetzt endlich unserem Volke rein und voll die Wohlthaten des sozialistischen Staates, welchen zu erreichen wir so glücklich waren, zu teil werden zu lassen — fortan wird allerdings niemand mehr in Schlemmerei und Wöllerei so viel in einem Tage vergeuden, als andere in einem Jahre verbrauchen; aber es wird auch niemand in unserem Staate hungern und dürsten, es wird niemand zerrissen und zerlumpt einhergehen — alle werden glücklich und zufrieden sein.

Sie werden es begreiflich finden, meine lieben Mitbürger und Genossen, daß ich hier vor dieser großen Versammlung nicht alle Einzelheiten des festgestellten Arbeitsplanes entwickeln kann. Das würde Sie ermüden und die Menge der kleinen Zahlen würde Ihnen nur das Erfassen des Gesamtbildes erschweren. Deshalb gebe ich Ihnen hier nur die Zahlen für die großen Gruppen; die Verteilung bis ins kleinste hinein, welche auf das sorgfältigste geregelt ist, werde ich Ihrer Arbeitskommission mitteilen, damit sie dieselbe prüfe und Ihnen zur endgültigen Feststellung vorlege.

Beginnen wir unsere Arbeitsverteilung mit der Herstellung der Nahrungsmittel, so gebrauchen wir nach den Erfahrungen der früheren Jahre für unsere auf 50000000 Menschen angewachsene Bürgerschaft im ganzen neun und eine Viertel Milliarde Kilogramm Weizen und Roggen, zwei und eine halbe Milliarde Kilogramm Gerste und vier und eine Drittel Milliarde Kilogramm Hafer, im ganzen sechzehn Milliarden Kilogramm Getreide und außerdem fünfzehn Milliarden Kilogramm Kartoffeln, wobei aber die nicht direkt, sondern nur indirekt als Schnaps den Bürgern zu gute kommenden Kartoffeln mitgerechnet sind. Zur Herstellung dieser Mengen hat mein Kollege, der Landverteilungsminister, das notwendige Land schon angewiesen; mir bleibt nur übrig, die zur Bebauung, Gewinnung und Bearbeitung der Produktion nötige Anzahl von Arbeitskräften auszufinden und habe ich dazu neun Millionen Menschen bestimmt, welche ich, um einen Ausgleich zwischen Stadt und Land herbeizuführen und auch einen Teil der ländlichen Bevölkerung den Vorteil des Aufenthaltes in der Stadt zu teil werden zu lassen, teils aus der ländlichen Bevölkerung, teils aus der städtischen ausgewählt habe. Über die Verwendung des dadurch disponibel gewordenen Teiles der ländlichen Bevölkerung werde ich im weiteren Verlauf meiner Rede Mitteilung machen. In diesen neun Millionen für die Erledigung der Feldarbeiten bestimmten Personen sind aber, wie ich ausdrücklich bemerke, auch diejenigen Personen mit inbegriffen, welche zur Herstellung anderer ländlicher Produkte, als Obst, Gemüse, Hülsenfrüchte, Hopfen, Tabak, Delfrüchte und dergleichen, verpflichtet sind.

Was die für unsere Ernährung so wichtige Viehzucht angeht, so müssen wir einen Bestand von achtzehn Millionen Stück Rindvieh, einundzwanzig Millionen Stück Schafen, zwölf Millionen Stück Schweinen und drei Millionen Stück Ziegen dauernd haben, um die nötige Fleischmenge zu produzieren; die

Pflege und Ernährung dieses Viehbestandes wird teilweise Pflicht der mit dem Geschäft der Landwirtschaft betrauten Personen sein, doch sind außerdem noch fünfhunderttausend Bürger zur Komplettierung der Arbeitskraft nötig. Was den bis jetzt so sehr gepflegten Pferdebestand unseres Landes anbelangt, so kann derselbe, da naturgemäß der Gebrauch aller Luxuspferde fortfällt und auch die bislang für Militärzwecke benötigten Pferde nicht mehr gebraucht werden, bedeutend reduziert werden; ich habe meine Dispositionen derart getroffen, daß ein Bestand von zwei Millionen Pferden vorhanden sein muß, zu deren Wartung und Pflege, soweit sie nicht auch den landwirtschaftlichen Arbeitern obliegt, zweimalhunderttausend Personen bestellt sind.

Damit wäre der landwirtschaftliche Teil der Arbeitsverteilung erledigt und gehen wir nun zu dem industriellen Teil über. Auch hier treten die persönlichen Bedürfnisse der Bürger in den Vordergrund. Wir rechnen auf jeden Bürger im Jahre zwei Paar Stiefel, zu deren Anfertigung fünfmalhunderttausend Schuhmacher erforderlich sind, dann für jeden zwei Anzüge, zu denen das Material durch viermalhunderttausend Spinner, achtmalhunderttausend Weber und viermalhunderttausend Arbeiter, welche die zur Vollendung der Stoffe nötigen Arbeiten ausführen, hergestellt wird. Mit der Anfertigung der Kleidungsstücke aus diesen Stoffen habe ich fünfmalhunderttausend Schneider und Schneiderinnen, viermalhunderttausend Näherinnen und einmalhunderttausend Arbeiter, welche Kopfbedeckungen machen müssen, beauftragt. Außerdem rechne ich, daß immer je zwei Menschen im Jahre einen Regenschirm brauchen, und es müssen deshalb fünfundsiebzig Millionen Regenschirme durch fünfmalhunderttausend Personen angefertigt werden.

Was die Herstellung von Nahrungsmitteln anbelangt, so sind einmalhundertfünfzigtausend Personen mit der Verarbeitung des Getreides zu Mehl beauftragt, zweimalhunderttausend Personen müssen aus diesem Mehl Brot backen, einmalhundertfünfzigtausend Menschen werden das Vieh schlachten und zur Fleischverteilung vorbereiten, einmalhunderttausend Personen werden aus Hopfen und Gerste Bier bereiten, und in der Brauereibrennerei endlich werden dreißigtausend Menschen beschäftigt sein. Was nun schließlich, um gleich die Herstellung von Nahrungs- und Genussmitteln zu erledigen, den Tabak anbelangt, so ist das jedem einzelnen männlichen Mitgliede der Bevölkerung vom vierzehnten Jahre ab zugeteilte Quantum auf jährlich tausend Stück Cigarren und zehn Kilogramm Rauchtobak bemessen; wir gebrauchen demgemäß zwanzig Milliarden Stück Cigarren und zweihundert Millionen Kilogramm Rauchtobak, mit deren Fabrikation einmalhundertfünfundsiebzigtausend Personen beauftragt werden. Da jeder Bürger im Alter von mehr als vierzehn Jahren sich sein Quantum von Cigarren und Rauchtobak, welches zu konsumieren er verpflichtet ist, selbst in den Fabriken abholen muß, so sind mit der Verteilung keine Personen zu beauftragen.

Mit der Herstellung der notwendigen Maschinen, deren Gebrauch natürlich im Interesse der arbeitenden Bürger auf das Äußerste zu beschränken sein wird, und mit der Anfertigung von allen Arten Eisen- und sonstigen Metallwaren werden achtmalhunderttausend Bürger beschäftigt werden; mit der Bergwerksarbeit, welche in möglichst kurzen Schichten ausgeführt werden soll, viermalhundertfünfzigtausend Personen, mit der Gewinnung der Metalle aus den Erzen werden wir einmalhundertfünfzigtausend Personen beschäftigen, mit der Gewinnung und Herstellung der Baumaterialien zweimalhundertfünfzigtausend Personen, mit der Glas- und Porzellanbereitung einmalhunderttausend Personen.

Was nun die Herstellung von Wohnungen für unsere Bürger anbelangt, so wird allerdings von Prachtbauten mit Marmor und kostbarer Malerei keine Rede mehr sein, dagegen werden die Anforderungen an die Zahl der Bauten dadurch steigen, daß fernerhin nicht mehrere Familien in einem engen Raum beisammen wohnen, sondern jedem im Staate eine an-

gemessene Wohnung zugewiesen wird. Da wir auf eine jährliche Vermehrung der Familienzahl um rund einmahlhunderttausend rechnen und in keinem der neu zu erbauenden Häuser mehr als vier Familien wohnen sollen, so würden jährlich fünfundsiebzigtausend Häuser zu erbauen sein. Da aber außerdem noch viele alte Schäden auszubessern und zu diesem Zweck neue Wohnungen zu beschaffen sind, so haben wir fürs erste den Bau von fünfzigtausend Häusern angeordnet, zu deren Herstellung in den verschiedensten Zweigen der dazu gehörigen Gewerbe zusammen eine Million Arbeiter notwendig sind.

Jetzt kommen wir zu einem sehr wichtigen Abschnitt meines Arbeitsverteilungsplanes, nämlich zur Erfüllung der Aufgabe des Staates für die Bildung und Unterhaltung seiner Bürger zu sorgen. Zu diesem Zwecke sind vor allem zweimalhunderttausend Personen mit dem Unterricht der Kinder betraut worden. Wenn einzelne unter Ihnen, wie ich aus dem bedenklichen Kopfschütteln zu entnehmen glaube, diese Zahl für zu gering halten, so wird dies seinen Grund wohl darin haben, daß sie sich noch nicht ganz von der Erinnerung an die früheren Zeiten, wo sich das Kapital und die sogenannte Bildung die Herrschaft über die Menge der Bürger anemacht hatten, freigemacht haben. In unserem rein sozialistisch organisierten Staate gebrauchen wir keine Leute, welche mehr gelernt haben als ihre Mitbürger; wir sind zufrieden, wenn jeder einzelne lesen, schreiben und rechnen kann, und in der vaterländischen Geschichte so weit gebildet ist, daß er die Greuel früherer Perioden genügend kennt, um voll die Wohlthaten unseres sozialistischen Staates zu empfinden. Deshalb wird die Zeitdauer des Unterrichts auch eine viel geringere sein als bisher, und ich erachte obige Zahl für genügend; sie umschließt auch diejenigen Lehrer, welche einige tausend, von der vollziehenden Gewalt ausgewählte Jünglinge in den für die Technikerbildung notwendigen Wissenschaften unterrichten sollen.

Für die Buchdruckerei und alle dazu gehörigen Gewerbe sind fünfmalhunderttausend Personen bestimmt. Diese müssen das notwendige Papier beschaffen, müssen die Bücher und Zeitungen schreiben — bei der Auswahl der für die letzteren bestimmten Personen wird mit besonderer Sorgfalt verfahren werden, um, da jede Censur und jede Bestrafung von Preßvergehen aufgehört hat, nur solche Leute damit zu beauftragen, welche ganz im Sinne unseres Staatswesens schreiben und sich zu keinem Tadel irgend welcher Art verleiten lassen —; sie müssen auch die notwendigen Zeichnungen anfertigen, müssen setzen, drucken und das Gedruckte an die zum Empfang berechtigten Personen verteilen. Zweimalhunderttausend Personen sind beauftragt, die Zeitungen und sonstige Schriften ganz schnell nach dem Erscheinen zu lesen und dann auf der Straße und in den Arbeitswerkstätten den Inhalt des Gelesenen mitzuteilen, um so die Kenntnisse aller Vorgänge und aller Maßnahmen der vollziehenden Gewalt möglichst schnell zu verbreiten, und weitere hunderttausend Personen müssen abends in den Versammlungslokalen den Bürgern die Zeitungen vorlesen.

Weiter soll für die Unterhaltung des gesamten Volkes durch fünfzigtausend Personen, die Malereien anfertigen, durch zweimalhunderttausend Musiker, durch hunderttausend Schauspieler gesorgt werden. Alle diese Personen sind sorgsam auszuwählen, und wird es zweifellos sein, daß sie alsdann auf das vortrefflichste für die Unterhaltung des Volkes sorgen werden. Die Erkenntnis von dieser Vortrefflichkeit zu verbreiten, wird Sache der Zeitungen sein; an ihr zu zweifeln würde einen Tadel der Anordnungen der vollziehenden Gewalt bedeuten, und ein solcher darf in unserem Staate prinzipiell nicht vorkommen. Es würde sich alsdann die Regierung zu ihrem großen Bedauern genötigt sehen, gegen solche Zweifler in der ersten Weise einzuschreiten, um das Umfichgreifen jedes Zweifels an der Vortrefflichkeit aller unserer Einrichtungen zu verhindern.

Mit der Aufrechterhaltung des Verkehrs, mit der Beförderung von Briefen, mit dem Telegraphendienst, kurz, mit allen

Arbeiten, welche in früheren Jahren unter der Bezeichnung Post- und Telegraphendienst, sowie Eisenbahndienst und Fuhrbetrieb zusammengefaßt wurden, werden wir viermalhunderttausend Personen betrauen. Weiter werden wir zweimalhunderttausend Personen beauftragen, reisende Bürger zu beherbergen und zu verpflegen, sowie solchen, welche keine eigene Haushaltung haben, die vom Staat vorgeschriebene Kost zu verabreichen.

Dadurch haben wir im ganzen 18555000 Personen ihre Beschäftigung fest zugewiesen, doch ist damit die Reihe der mit Arbeit beglückten Personen noch nicht erschöpft. Es treten alle diejenigen hinzu, welche Gebrauchsgegenstände untergeordneter Art anfertigen müssen, welche für die Vermittelung des Verkehrs — eine Arbeit, welche man früher als Handelsgeschäft bezeichnete — zu sorgen haben und schließlich sowohl diejenigen, welche den Verkehr mit fremden Völkern zur Erwerbung gewisser und notwendiger Rohstoffe vermitteln sollen, als auch diejenigen, welche gewisse, ausschließlich zum Export bestimmte Gegenstände herstellen müssen, deren wir bedürfen, um den Wert der eingeführten Rohstoffe auszugleichen. Zu diesen letzteren gehören auch tausend Personen, welche an den Ufern des Rheins mit Goldwäscherei beschäftigt sind; obgleich wir selbst in der glücklichen Lage sind, des Goldes für unseren Verkehr nicht zu bedürfen, da derselbe einzig und allein durch unsere Lohnnamensweijungen reguliert wird, welche durch zweitausend Personen hergestellt werden, so gebrauchen wir das Gold doch zur Bezahlung für die einzuführenden Rohstoffe. Ob es unseren Bemühungen gelingen wird, durch Anlage von großartigen Treibhäusern und Bodenheizungs-Einrichtungen uns vom Auslande ganz unabhängig zu stellen, damit wir auch die wenigen, gleichsam als Ausfallpforten zu bezeichnenden Häfen schließen und so uns vollständig von der Außenwelt isolieren können, bleibt abzuwarten. Zu diesen Arbeiten werden rund vier und eine halbe Millionen Menschen gebraucht werden.

Zu allen diesen Arbeiten tritt nun aber noch eine Million Personen, welche mit der Verwaltung und Beaufsichtigung unseres Staatswesens beauftragt werden. Es mag manchem diese Zahl hoch erscheinen, aber Sie müssen bedenken, daß nicht nur die Verwaltung der gesamten Organisation, die Auswahl der für jede Arbeit von uns für befähigt erachteten Personen viel Arbeit kosten wird, sondern daß auch eine große Anzahl von Personen mit der Überwachung der Bevölkerung betraut werden muß, um jede Übertretung der behördlichen Anordnungen zu verhindern. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch bei manchem Sehnsucht nach den alten, verrotteten Zuständen herrscht, daß so mancher den Versuch machen wird, sich der Arbeit zu entziehen und sie von anderen verrichten zu lassen, denen er durch List und Versprechungen ihre Lohnnamensweijungen ablocken wird, daß so mancher den Versuch machen wird, trotz aller Schranken in Verkehr mit dem Ausland zu treten oder gar unserem Staatsverbande sich zu entziehen. Alles das sollen die Aufsichtsbeamten verhindern, sie sollen durch ihre Klugheit erfahren, wenn solche Neigungen vorhanden sind, oder wenn Versuche gemacht werden, sie auszuführen, damit die vollziehende Gewalt durch strenge Strafen die Durchführung ihrer Organisation erzwingen kann.

Damit hat die Zahl der von der Regierung in ihrer Organisation eingerechneten Arbeiter die Zahl von vierundzwanzig Millionen erreicht; es bleiben noch sechsundzwanzig Millionen Einwohner unseres Staates, welche allerdings von jenen vierundzwanzig Millionen ernährt werden müssen. Es sind dies zum größten Teil Kinder, schwache Frauen und Personen über fünfundsiebzig Jahre, welche nach der Organisation unseres glücklichen Staates von jeder Arbeit befreit sind. Den Rest bilden die in der Haushaltung beschäftigten Personen, d. h. die Ehefrauen und halberwachsenen Töchter der arbeitenden Männer, welche von dem Staate weiter nicht kontrolliert werden.

Ich hoffe, meine lieben und geschätzten Mitbürger, daß Sie meinem, Ihnen in großen Zügen dargelegten Arbeitsver-

teilungsplan Ihre Zustimmung nicht versagen werden und schließe ich mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die Durchführung desselben unserem Vaterlande zum Heil, der sozialistischen Idee zum Ruhme gereichen werde.

Lauter und anhaltender Beifall von allen Seiten des hohen Hauses belohnte den Redner, und die Reichsboten drängten sich um seinen Platz, um ihm durch Händeschütteln ihre Zustimmung auszudrücken. Alles in allem kann man den Eindruck in die Worte zusammenfassen, daß der Reichstag mit dem Bewußtsein auseinanderging, daß heute ein großer und wichtiger Schritt auf der Bahn der sozialistischen Organisation gemacht, daß jetzt das sozialistische Deutschland fest und sicher begründet sei.

Noch einmal die akademischen Ausstellungspreise.

von
Julius Ev.

Wieder einmal hat in Berlin eine akademische Kunstausstellung stattgefunden, wiederum hat die Jury ihr Urteil gefällt, und jeder, der will, kann sich darüber freuen. Freilich kann auch niemand verboten werden sich zu ärgern, und dieser Ärger hat nichts Besonderes an sich, sondern er schließt sich ganz zwanglos an den über die vorjährige Ausstellung und Preisverteilung an. Man hat in Berlin schon manches gesehen, was man lieber nicht gesehen hätte, das weiß Gott! aber das diesjährige ist denn doch mit das Schlimmste, was bisher beachtet worden ist. In der ganzen Ausstellung sah man nicht mehr als vielleicht fünf große Künstler, im nächsten Jahre werden es vielleicht drei werden, vielleicht noch weniger; wir wollen uns frohen Hoffnungen für die Zukunft nicht verschließen, vielleicht sagt uns die Kunst überhaupt Valet und geht nach München, was ich ihr nicht verdenken kann.

Wenn man die ganze Unsumme von Mittelmäßigkeit, Unfähigkeit und Unfinn, welche die diesjährige Ausstellung beherbergte, an sich vorüberziehen läßt, so muß man der Jury das tiefste Beileid ausdrücken. Erstens deswegen, weil sie es nicht verstanden hat, diesen ganzen Wust fern zu halten, zweitens, weil sie als Jury genötigt war, bei der Prämierung die richtigen Leute zu — verfehlen, was in Anbetracht der wenigen, die in Betracht kamen, eine allerdings nur ihr zu lösende Aufgabe war. Aber sie löst sie mit Eleganz, und ehe man es sich versieht, steht man einigen „Unsterblichen“ gegenüber, denen man es sonst wirklich nicht angesehen hätte.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß die Jury in einigen wenigen Fällen nicht auch den Richtigen getroffen hätte. So ist z. B. gegen die Verleihung der kleinen Medaille an Herrn Koner nichts einzuwenden, auch will ich nichts dagegen sagen, daß Frau Parlaghy mit demselben Preise ausgezeichnet worden ist, wenn ich auch in die allgemeine Bewunderung ihres Windthorst-Porträts nicht mit einstimmen kann, wenigstens nicht in so lauter Weise, und zwar aus folgenden Gründe: Es giebt in der dramatischen Litteratur Rollen, die nicht völlig zu verderben sind, wenn auch der Darsteller es an liebevoller Bemühung nicht fehlen läßt. Es kann der unbefähigste Schauspieler sein, er bringt immer noch etwas. Solche Figuren giebt es für die Porträtmalerei auch. Es kann an sie herantreten, was da wolle, etwas wird doch immer daraus, und es ist ganz selbstverständlich, daß, wenn eine befähigtere Hand sich mit ihnen beschäftigt, etwas verhältnismäßig viel Vorzüglicheres entsteht, als bei anderen Personen unter gleichen Umständen. Nun ist Windthorst eine Figur, wie sie sich der Porträtmaler nicht besser wünschen kann, ein charakteristischer, weltbekannter, leicht zu treffender Kopf mit einem Ausdruck, der längst in das öffentliche Bewußtsein übergegangen ist. Was Wunder, wenn da etwas Besonderes entsteht. Daß der Künstlerin die

Kraft, zu charakterisieren, nicht überall in gleicher Weise zu Gebote steht, beweist ihr Porträt ihrer Mutter. Jeder, der das Bild betrachtet, wird es als ein vornehmes Werk anerkennen, wer aber ihre Mutter persönlich gekannt, wird zugeben, daß außer einer gewissen äußerlichen Ähnlichkeit so ziemlich kein Zug daran der Wahrheit entspricht. Wenn Frau Parlaghy die kleine goldene Medaille erhielt, so gebührt diese Auszeichnung in mindestens demselben Maße der Porträtmalerin Betty Wolff, welche sich mit einer ehrenvollen Erwähnung begnügen mußte. Allerdings hat sie bis jetzt noch keine Auszeichnung erhalten, und es mag ihr zum Troste dienen, daß man auch in der Berliner Kunstakademie erst Gefreiter, dann Unteroffizier und Feldwebel wird. So könnte ich noch mehrere nennen, die ihre Auszeichnungen verdient haben, wie Manzel und Hirschl; denselben stehen aber unter den kleineren Prämierten andere gegenüber, die gar nichts verdient haben, wie Boese und Koppay.

Vollständig vergriffen aber hat sich die Jury bei der Verteilung einer der großen goldenen Medaillen. Dieselben haben erhalten Konrad Kiesel und Karl Köpping. Ob sie Herr Köpping verdient hat, ist nicht gerade ausgemacht. Ich meine es nicht deshalb, weil ich ihn nicht für einen ganz vortrefflichen Radierer halte. Aber, ist überhaupt eine solche höchste Auszeichnung für einen Nachschöpfer, und ein solcher ist doch Herr Köpping nur, angebracht? Wenn er ein Kunstwerk noch so schön nachradirt, so hat er damit doch nichts für die Kunst selbst geleistet, ebensowenig wie ein Schauspieler, der eine Rolle noch so meisterhaft wiedergiebt, darum einen Preis für dramatische Leistungen beanpruchen dürfte oder erhielt. Auf jeder Ausstellung für graphische Nachbildung würde Herr Köpping den ersten Preis verdienen, die Berliner akademische Kunstausstellung ist aber für Selbstgebildetes da, und deshalb hätte man Herrn Köpping die große goldene Medaille nicht geben müssen.

Indes soll diese Frage hier nicht entschieden sein; denn über den strittigen Punkt, ob nämlich die Radierung im Köppingschen Sinne eine selbständige Kunst ist, soll sich jeder sein Urteil selbst bilden, danach wird er der Verleihung jener Auszeichnung zustimmen oder ihr die Berechtigung verweigern. Wie man aber Herrn Kiesel die große goldene Medaille geben kann, das ist denn doch etwas räthselhaft. Was hat denn Herr Kiesel geleistet, daß er dieser Ehre würdig erscheinen sollte? Was bis zu dieser, was auf dieser Ausstellung?

Wer das Schaffen dieses Künstlers kennt, der weiß ziemlich genau, daß er von vornherein für die große Menge arbeitete, und daß künstlerische Gewissensbisse allein ihn davon fernhielten, auch in der Wahl seiner Mittel dieses brutale Ziel zu verfolgen. Ich versage Herrn Kiesel nicht das Lob, daß er einer der besten unserer „süßen“ Maler ist, d. h. derjenigen Maler, welche Bilder geben, bei denen jenes unheimliche Beiwort für ein unumgängliches Postulat erscheint. Es soll Herrn Kiesel nicht abgesprochen werden, daß er sich mit der Farbe eine unendliche Mühe giebt; ein Kolorist ist er entschieden nicht, eben weil er sich müht. Welche Arbeiten, so frage ich, geben Herrn Kiesel nun das Anrecht darauf, künftige ohne Urteil der Jury der Ausstellung zuzuschicken. Er hat für gedankenlose Leute Genrebilder gemalt, die für denkende zu groß waren; er hat im vorigen Jahre ein Porträt der Kaiserin Augusta Victoria ausgestellt, nicht schlechter und nicht besser, als es jeder andere routinirte Künstler auch würde gegeben haben. Das ist, was er bisher geleistet.

Und für diese Ausstellung? Die prämierte Arbeit ist wiederum ein sehr sauber gemaltes Kostümstück, die Figur stört das Kleid in keiner Weise, sie ist so ruhig gehalten, daß sie kaum auffällt, und der Hintergrund ist so tief, daß man sich darüber wundert, wie die ganze Figur noch nicht hineingefallen ist. Der gute Wille, die technische Beherrschung des Stofflichen sind dem Bilde sicher nicht abzusprechen; das ist aber zum Teil gut für den Anfang, zum Teil Nebenache. Das Bild hätte eine ehrenvolle Erwähnung wegen des Fleißes ver-

dient, aber nicht die große goldene Medaille, die es gewiß nur bekommen hat, weil es so gut durchgeführt ist. Die Jury giebt darauf sehr viel, und ich bin überzeugt, daß, wenn Franz Hals heute die Hille Bobbe ausstellte, man sie ihm in Berlin wegen mangelhafter Durchführung in die Verfertigung stecken würde. Herr Kiesel aber kann von heute ab so schlecht ausführen oder so gut als er will, seine Arbeiten unterliegen nicht mehr dem Wahrspruch der Geschworenen, er hat die große goldene Medaille, ebenso wie andere Leute auch, er ist ebenso unsterblich wie andere Leute auch, und wenn Apollo auf jener Welt alle mit der großen goldenen Medaille prämierten Herren versammelt, so sondert er die Lämmer Kiesel, Karl Becker (und noch andere) aus und wirft die Böcke, wie Wenzel, Knaus, Makart (und andere) zum Tempel hinaus. Die mögen dann sehen, was sie anfangen!

Hat nun aber die Jury bei der Verteilung der Preise gesündigt durch das, was sie gethan, so hat sie es noch vielmehr durch das, was sie unterlassen hat. Wenn ihr Kiesel als der bedeutendste Maler erschien, so ist das ihre Sache und sie ist um ihren Geschmack und ihr Urteil nicht zu beneiden; wenn ihr aber daneben nicht noch ein anderer als mindestens mit Kiesel konkurrierend erschien, so ist sie ganz direkt zu bedauern. Und dieser eine ist: der Tiermaler Frieje.

Die Größe dieses Künstlers erscheint mir so wenig gewürdigt, daß ich nicht umhin kann, seiner Bedeutung einige Worte zu widmen. Dieselbe beruht auf mehreren Umständen. Erstens sind große Meister überhaupt augenblicklich nicht allzu zahlreich, und ganz besonders liegt die Tiermalerei im argen. Die Franzosen, welche in fast allen Fächern der Malerei die ersten Vertreter stellen können, gehen in der Tiermalerei fast ganz leer aus, von anderen Nationen gar nicht zu reden; höchstens Pferdemaier von Ruf könnte man nennen. Unter solchen Umständen mußte Frieje, selbst wenn er nicht ein so großer Künstler wäre, als er thatsächlich ist, höchst vorteilhaft ausfallen; allein selbst wenn man das Bedeutendste, was auf seinem Gebiete geleistet ist, gegen seine Arbeiten hält, so steht er immer noch in allererster Reihe. Ein Vergleich zwischen ihm und Meyerheim liegt, so zu sagen, in der Luft, und ich will demselben um so weniger aus dem Wege gehen, als er mir zur Klarstellung von Friejes Bedeutung die beste Handhabe bietet. Meyerheim gilt wohl so ziemlich als der erste deutsche Tiermaler, und nicht ohne Recht; aber Meyerheim malt nicht die Tiere, er malt mit Tieren. Ich will mich deutlicher ausdrücken: Meyerheims letzte Absicht ist es nicht, die Tiere darzustellen, sondern mit ihrer Hilfe einem guten Witze, einem humoristischen Einfall seinerseits Ausdruck zu geben.

Alle Tierdarstellungen Meyerheims wirken nicht deshalb, weil die Tiere großartig aufgefaßt und wiedergegeben sind, sondern wegen des Gegensatzes, oder noch objektiver gesagt, wegen der Beziehungen, in die sie zu den sie umgebenden Menschen oder Gegenständen treten. Meyerheim ist nicht vor allen Dingen Tiermaler, sondern Humorist, und als solcher völlig subjektiv. Er stellt sich mitten in das Bild hinein und macht Randglossen, und diese sind meist vorzüglich.

Ganz im Gegensatz zu alledem steht Frieje. Er ist der wirkliche Tiermaler, derjenige, welcher das Tier an sich malt. Bei ihm giebt es keine Nebenumstände, welche das Ganze statt zu einer Naturschilderung, es vielmehr zu einer geistreichen Fabel machen, wie bei Meyerheim. Er erzählt uns nicht, daß einmal, als die Affen Skat spielten u. s. w., oder als die Affen sich mit Champagner betranken u. s. w., sondern er erzählt uns nur Dinge, welche zu den Tieren gehören, Thaten, die sie als Tiere und nicht als verkappte Menschen verüben. Mag sein alter Herr vom Berge, in königlichem Schritte den Abhang hinabgehend, der Karawane auf altgewohnte Art den Weg abschneiden, mag ein Elch den anderen niederstechen und mit halb wütendem, halb befriedigtem Blicke auf das Opfer seiner Stärke herabschauen, mag das Damwild, das Unterholz aufzusuchen, beim Sonnenuntergang am Feldrain in die schneeige Landschaft hineinziehen, mögen zwei Löwen den an der La-

gune überfallenen Büffel in Aßungsgier zerfleischen, stets ist es das Tier, welches als solches zunächst interessiert. Wie ist da jede Bewegung mit der peinlichsten Genauigkeit beobachtet, mit welcher enormen Auffassung und Sicherheit festgehalten, mit welcher zeichnerischen und malerischen Kraft wiedergegeben! Wie versteht er das Leben darzustellen, wie versteht er das tote Tier, dem, wie Homer so malerisch sagt, die Glieder gelöst sind, das unter Erschlaffung aller Muskeln der Schwere nach hinsinkt und regungslos liegen bleibt, glaubhaft zu machen! Aber nicht nur die Behandlung des Hauptfächlichen ist bei ihm meisterhaft, auch das Nebenfächliche verrät stets den großen Künstler. Man sehe, wie er seine Tiere in die Landschaft hinstellt, wie er sie mit der sie umgebenden Natur in Beziehung bringt, ihren Charakter gleichsam aus den für sie maßgebenden Verhältnissen heraus erklärt. Die Landschaften seiner Tierdarstellungen sind ebenso charakteristisch wie diese selbst, und was man sieht, gehört zu einander, wie die Teile eines Ganzen. Er schematisiert nicht, obwohl man ihm diese Bequemlichkeit in Anbetracht seiner vollendeten Hauptsachen vielleicht verzeihen könnte. Er will sich keine, ich möchte sagen, landschaftlichen Formulare schaffen, in die er die Tiere einfach einträgt, wie verschiedene Posten in verschiedene Bücher.

Sind nun diese Landschaften vorzüglich für den Charakter des Bildes konzipiert, so sind sie nicht weniger gut gemalt. Frieze gleicht jenen Sängern, die so vorzüglich darstellen, daß sie nach Verlust der Stimme immer noch große Schauspieler werden könnten. Wenn es ihm einfiele, der Tiermalerei zu entsagen, so würde er immer noch ein vorzüglicher Landschaftler werden können.

Wenn ich aber alles zusammennehme, was Frieze als Künstler auszeichnet, so muß ich den Hauptwert darin finden, daß er sich nicht beschränkt. Es ist von alters her zu beobachten, daß alle Künstler, welche nicht univervsal waren, es darauf abhahen, sich eine Specialität zu schaffen, in der sie unbestrittene Meister waren, und die ihre Werke vor allen anderen als die ihrigen kenntlich machten. Davon ist bei Frieze keine Spur. Er ist wohl Tiermaler; aber als solcher ist er univervsal, und er ist es in den Haupt- wie in den Nebensachen. Er malt nicht nur die Wildheit und den Kampf, er malt ebenso die Zahmheit und den Frieden; seine Lust ist nicht nur glühend und heiß wie die Tropen, sie ist auch kalt und eifig wie der Winter. Alles in allem ist Frieze eine singulare Erscheinung und hätte in dieser seiner Eigenschaft ohne jede Frage als der erste die große goldene Medaille bekommen müssen, zumal die Durchführung bei ihm vorzüglich ist, da sie von einer geradezu verblüffenden Technik unterstütt wird. Dieser Mann nun ist vollständig übergangen worden, und der Preis, der ihm zutram wie keinem andern, ist einem Manne zu teil geworden, dem er nicht mehr zutram, wie zehn anderen. Wollte die Jury Herrn Kiesel mit allem Gewalt die große goldene Medaille geben — habeat sibi, sie hätte aber, was sie durch die eine That sündigte, durch eine andere gut machen müssen. Und zu einer solchen That hat sie sich die Befähigung selbst abgesprochen dadurch, daß sie einen Künstler von Gottes Gnaden, wie Frieze einer ist, von dieser — allerdings oft nur vermeintlichen — Ehre der großen goldenen Medaille ausschloß.

Ein Franzose über Deutschland.

Von
F. M.

Das deutsche Volk hat schon zweimal das Glück gehabt, von großen romanischen Ausländern aus reiner Bosheit in den Himmel gehoben zu werden. Das berühmte Buch der Frau von Staël und die noch berühmtere Germania von Tacitus sind entstanden, weil die Verfasser über die Ty-

ranei ihrer Cäsaren und über den Slavensinn ihrer Landsleute außer sich gerieten und ihren Franzosen und Römern das Idealbild eines edlen, ehrlichen, freieitliebenden Volkes vorhalten wollten. Da konnte sich wirklich der dritte freuen, weil zwei stritten. Als freilich einmal ein patriotischer Deutscher den Spieß umkehrte und für Frankreich schwärmte, um Deutschland aufzurütteln, als Ludwig Löwe aus ebenso reiner Bosheit die Franzosen lobte, da wurde er bei uns für einen Vaterlandsverräter erklärt. Herr von Treitschke nennt ihn heute noch so und doch wird auch Herr von Treitschke seinen Freund Tacitus für einen guten Römer und Frau von Staël für eine gute Französin gelten lassen.

Ein jeben erschienenes Buch, welches zu diesen Bemerkungen Veranlassung giebt, „Romanciers Allemands Contemporains“ von Edouard de Morfier,* bemüht sich gegen Deutschland so gerecht zu sein, daß man unwillkürlich fragt, welchem Hasse wir diese Liebe zu danken haben. Aber der Verfasser ist keine so politische Persönlichkeit. Ihn kümmern in erster Linie nur literarische Fragen und sein akademischer Stil. Mit einem seit zwanzig Jahren unerhörten Gerechtigkeitsgefühl sucht er dem deutschen Volksharakter gute Seiten abzugewinnen und die deutschen Dichter, die er kennt, zu würdigen; aber seine Urteile sind nicht scharf, sie haben vor allem keine Spitze gegen Frankreich. Die Werke von Tacitus und der Staël sind große Idealbilder, welche das Volk der Verfasser ärgern, stacheln, bessern sollten; Herr de Morfier will seinen Franzosen nur berichten, was er von der gegenwärtigen deutschen Litteratur, oder vielmehr von der Litteratur der ausklingenden Epoche weiß. In einer langen Vorrede und in eingestreuten kleinen Abhandlungen äußert sich Herr de Morfier wohlwollend über deutsche Biederkeit, deutsche Kneipen, deutsche Gemütlichkeit und die deutschen Frauen. Überall tritt er den herrschenden französischen Vorurteilen entgegen; aber nirgends veräuimt er es, die Pille für seine Landsleute zu überzuckern. Er wird nicht chauvinistisch; aber er schont das Selbstbewußtsein des Parisers. Die Deutschen sind ihm die besten Menschen — nach den Franzosen.

In unserer Zeit des allgemeinen Völkerrasses haben wir für ein solches Buch dankbar zu sein. Herr de Morfier wird sicherlich bei vielen seiner französischen Leser eine Umstimmung zu Gunsten Deutschlands bewirken, und wenn es ihm gelingen würde, deutsche Dichtung in Frankreich etwa so populär zu machen, wie es dort augenblicklich die russische ist, so könnte das zur Versöhnung der Gegensätze allerdings sehr viel beitragen. Einstweilen muß es schon genügen, daß ein einzelner französischer Schriftsteller ein Buch über Deutschland zu schreiben wagt, ohne bei dieser Gelegenheit Elsaß und Lothringen zurückzufordern. Herr de Morfier schließt seine Vorrede mit folgenden Worten: „Der Franzose begreift durch das Herz, der Deutsche durch den Kopf. Der Geist Frankreichs ist Liebe, der Geist Deutschlands Wissenschaft. Es giebt auf der Welt nicht wieder zwei Volksstämme, die einander so vollkommen ergänzen, und dennoch färbt sich der Rhein zwischen ihnen beiden seit Jahrhunderten mit Strömen von Blut. Werden sie sich einmal, des Genetkels müde, verstehen wollen, so wird das den Frieden Europas und der Welt bedeuten.“

Wir wollen den Gegensatz von Liebe und Wissenschaft beiseite lassen und auch nicht untersuchen, ob das Bild von dem blutgefärbten Rhein nicht am Ende doch zwischen den Zeilen den Rhein als Grenze fordert. Herr de Morfier kann aber überzeugt sein, daß das deutsche Volk, solange seine gegenwärtige Machtstellung nicht bedroht wird, den Franzosen nicht feindlich gegenübersteht. Wenigstens jeder gebildete Deutsche hat Achtung vor Frankreichs Geschichte und Bewunderung für Frankreichs Kunst und Litteratur. Nicht einmal das zwanzigjährige Revanchegeschrei von dort und das endlich wieder-gewonnene Selbstbewußtsein auf unserer Seite hat daran viel zu ändern vermocht. Wir wissen sogar besser als die Fran-

* Paris, Perrin & Cie.

zosen, welche Anregungen wir ihnen verdanken. Herr de Morjier glaubt mit seinen Landsleuten, daß in Deutschland neben der Invasion von Übersetzungen der französischen Dramen und Romane eine völlig autochthone nationale Litteratur bestehe. Wir aber wissen, daß unsere größten Litteraturströmungen ihre Quellen in Frankreich hatten, daß Wolfram von Eschenbach und Goethe anfangs von Frankreich lernten und daß heute wieder Frankreich uns die Aufgaben stellt. Wir können das ruhig anerkennen, weil wir wissen, daß unsere höchste Kraft doch stärker ist als die unserer Kunstlehrer, daß Goethe das ganze französische achtzehnte Jahrhundert übertrug, welches ihn doch gebildet hat.

Wenn Herr de Morjier mit seinem Buche die Absicht verfolgte, die deutsche Romandichtung in Frankreich einzuführen, so war er in der Wahl der Dichter nicht ganz glücklich. Seine Aufsätze verbreiten sich über Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Gustav Freytag und Wilhelm Raabe. Alle vier gehören ohne Zweifel zu unseren ersten Schriftstellern, und daß der bei uns nicht nach Gebühr geschätzte Raabe zu solcher Anerkennung kommt, ist besonders erfreulich. Aber unter den zahlreichen Schriften dieser Dichter sind nur wenige, welche erobrende Kraft für Frankreich haben dürften. Nur Paul Heyses Novellen durch ihre vollendete Kunst und Freytags „Soll und Haben“ durch den etwas philiströsen, aber einheitlich ironischen Ton dieses Romans können dem französischen Publikum behagen. Die politischen Zeitromane Friedrich Spielhagens setzen eine zu genaue Kenntnis des deutschen geistigen Lebens voraus, und Wilhelm Raabe ist unübersehbar, ja selbst für deutsche Leser nicht immer leicht verständlich. Wollte Herr de Morjier mit Erfolg als Vermittler thätig sein, so mußte er auch die realistische Bewegung der letzten zehn Jahre durchforschen und wäre da freilich häufig auf lieberliche Arbeit, noch häufiger auf schlechte Nachahmung der Franzosen gestoßen.

Vielleicht wollte er aber mit größerer Klugheit und Bescheidenheit bloß die Früchte seiner eigenen deutschen Studien sammeln und sich hüben und drüben als ein genauer Kenner der deutschen Litteratur und des deutschen Lebens vorstellen. Das wäre ihm denn so ziemlich gelungen. Von der berüchtigten Unkenntnis, mit welcher sonst wohl Franzosen über fremde Länder schreiben, ist bei ihm keine Rede. Er hat offenbar längere Zeit in Deutschland gelebt und viele deutsche Bücher mit seltener Sprachkenntnis gelesen. Er giebt viele deutsche Worte zum besten, und wenn er „Vorleser“ mit premier lecteur übersetzt, so ist das ein ganz vereinzelter Schnitzer. Schlimmer ist schon, daß er sein immerhin zufälliges Material für vollständig hält und sich da wohl auf gefällige Gewährsmänner verläßt. So nennt er Julius Rodenberg ernsthaft als einen Lyriker neben Storm. Dann wieder spricht er von der Mark und kennt Theodor Fontane nicht, spricht von der Wiener Volksdichtung und kennt Ludwig Anzengruber nicht. Gerade diese Dichter aber, deren Schöpfungen so starker Erdgeruch anhaftet, hätten am besten dazu dienen können, in Paris den friedlichen Kampf mit den Russen aufzunehmen.

Auch Land und Leute kennt Herr de Morjier im ganzen und großen besser, als man einem Franzosen gewöhnlich zutraut. Daß er die „rote Erde“ auf der Eisenbahnstrecke zwischen München und Nürnberg sucht und findet, das ist zwar wieder ein vereinzelter Unfall; es hat ihm wohl jemand einen Bären aufgebunden. Seine kleinen, sorgsam stilisierten Bilder aus dem deutschen Wirtshausleben, seine Bemerkungen über die deutsche Lust am Geschichtenerzählen, über die deutsche Sentimentalität und über die deutsche Offenheit tragen alle dasselbe Gepräge. Sie gehen von einer guten Anschauung aus, aber verallgemeinern das, was der Verfasser erfahren hat, in ungehörlicher Weise. Die Schilderungen sind für uns fast immer schmeichelhaft, wenn wir noch immer für ein Volk von träumerischen Denkern und Dichtern gelten wollen; aber sie sind unwahr.

Der weltfremde deutsche Professor und der unpolitische deutsche Kleinbürger aus vergangener Zeit treten vor uns auf, als ob der Verfasser seine Studien bei Benedix gemacht hätte. Und ein Kapitel über die deutsche Ehrlichkeit lieft sich wie eine Hymne der guten Frau von Staël. „Die Deutschen sind ehrlich, offen und gerade, sie sehen auch bei anderen nicht die Falschheit, die Lüge, den Betrug. Unfähig zu täuschen, wollten sie es niemals glauben, daß man sie täuscht. Sie sind einseitig und naiv. Sie sagen gerade heraus, was sie denken; sie zeigen sich ganz, wie sie sind. Ihre größten Gelehrten sind von köstlicher Treuherzigkeit. . . Niemals wird es ihnen einfallen, ihre Werkstatt dem Neugierigen zu verschließen, ihre ersten Versuche und ihre Methoden zu verschweigen.“ Na, na!

Neben solchen Phantasieen finden sich aber auch ganz annehmbare Vergleiche zwischen den beiden Völkern. Immer ist der Verfasser der Gefahr ausgesetzt, seine hübschen Beobachtungen durch allzugroße Verallgemeinerung zu entwerten; wo er aber viele Beobachtungen gesammelt hat, da weiß er einen Gedanken gut auszudrücken. So wenn er sagt: „Für uns ist die Litteratur Kunstarbeit, für die Deutschen Gedankenarbeit.“ Daran ist leider viel Wahres. Der beste Abschnitt des de Morjierschen Buches ist eine Vergleichung der deutschen mit der französischen Sprache. Was der Verfasser hier vorbringt, ist sachlich nicht neu, aber so gerecht im Urteil, so anmutig in der Form und schließlich für uns so angenehm zu hören, daß wir Edouard de Morjier für diese wenigen Seiten allein zu unseren Freunden zählen wollen.

Wer die Schönheiten der gealterten französischen Sprache so vollständig und so achtungsvoll aufzählt und wer dann die Reize der jüngeren deutschen Sprache so ahnungsvoll zu fassen sucht, der liebt die jüngere von den beiden, der liebt die deutsche Sprache und Litteratur. Und das ist sehr hübsch von Edouard de Morjier.

Kleine Kritik.

Werden in Deutschland so wenige Bücher gekauft, weil sie so teuer sind, oder sind sie so teuer, weil so wenige gekauft werden? Eine alte Streitfrage, die jetzt endlich in ein neues Stadium zu treten scheint. Nachdem „Membrandt als Erzähler“ ein gut ausgestatteter Band von 308 großen Seiten, in aller kürzester Zeit die für unsere Verhältnisse beinahe unerhörte Zahl von zwölf Auflagen erreicht hat, fangen auch deutsche Verleger an, die Bücherpreise etwas herabzusetzen. So veranlaßt der Verlag von F. Fontane in Berlin eine drei Mark-Ausgabe von Theodor Fontanes letztjährigen Romanen und Novellen. Bisher erschienen zu diesem billigen Preise des Dichters „L'Adultera“, „Graf Petöfy“, das Meisterwerk „Jünglinge, Wirkungen“ und die den Lesern dieser Wochenschrift wohlbekannte „Stine“. Später soll auch der „Schach von Buthenov“ folgen, ein mit seiner realistischen Kunst gemaltes Zeitbild der preussischen Armee aus den Tagen vor Jena. Hoffentlich trägt diese sauber ausgestattete Neuausgabe dazu bei, die Reihen der Fontanegemeinde recht beträchtlich zu verstärken. — Die Franzosen, die uns in der Billigkeit der Bücher schon längst „über“ sind, und deren Verleger die besten Romane der beliebtesten Autoren mit geschmackvollen Illustrationen für den Normalpreis von 3,50 Francs abgeben, haben soeben einen neuen Schritt zur Verbilligung gemacht. Bei Marpon und Flammarion in Paris erscheint eine Bibliothek von „auteurs cédres“, deren hübsche Bändchen nur 60 Centimes kosten. Etwa 150 Bände sind bisher erschienen, jeder Band enthält ein abgeschlossenes Werk und ist einzeln käuflich. Eine ganze Reihe von Novellen Zolas, Maupassants und anderer Moderner ist da zu haben; Daudet, Mendès, Richpin, Bonnetain, Villiers de l'Isle-Adam fehlen nicht, und von den alten und älteren, französischen, deutschen, russischen Autoren ist eine gute Auswahl vorhanden. Die neue Bibliothek ist sehr zu empfehlen — auch deutschen Verlegern zur gefälligen Nachahmung. — en.